

Bleiben, wo andere gehen – Leben, wo andere starben

„Dachau wird in der ganzen Welt als Inbegriff der Konzentrationslager angesehen. Ein Ort, wo so gefrevelt wurde, wo so viele Menschen Unsagbares gelitten haben, darf nicht zu einer neutralen Gedenkstätte oder gar zu einem Besichtigungsort erniedrigt werden. Es sollte dort stellvertretende Sühne geleistet werden durch das Opfer unseres Herrn Jesus Christus und, verbunden damit, durch die Opfer und Sühne von Menschen, die sich diesem leidenden und sühnenden Herrn in Liebe und Gehorsam anschließen. – Der Orden des Karmel ist in besonderer Weise zu opferndem und sühnendem Gebet berufen.“

Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe. Brief vom 22.1.1962 ¹

Der häufig zitierte oben angeführte Text stammt aus einem Brief vom 22. Januar 1962, den die Priorin des Karmel in Bonn-Pützchen, Schwester Maria Theresia, an den Münchner Kardinal Döpfner schrieb. In diesem Wort liegen Anfang und Motivation für die Gründung eines Karmelitinnenklosters an der Gedenkstätte des ehemaligen Konzentrationslagers Dachau. Wie kam es dazu?

Vorgeschichte

Bald nach der Machtübernahme Hitlers wurde am 22. März 1933 in der ehemaligen Pulverfabrik nahe der Künstlerstadt Dachau das erste Konzentrationslager errichtet. Es war sozusagen das Musterlager für alle anderen Konzentrationslager. Hier wurden die „willigen Vollstrecker“ ausgebildet, aus dieser „Schule der Gewalt“ gingen führende Kommandanten anderer großer KZs wie z. B. Auschwitz hervor.

Das KZ Dachau war ein internationales Lager, in das politische Strafgefangene aus allen eroberten Ländern gebracht wurden. Die Priester und kirchlichen Mitarbeiter, die dem Nazi-Regimes entgegen- oder im Wege standen, wurden nach Dachau verlegt. Und Dachau war das letzte Lager, das mit Waggons von Sterbenden und Leichen den Amerikanern in die Hände fiel.

Schon 1945 dachte Kardinal Faulhaber nach Kriegsende an die Errichtung eines Sühneklosters in Dachau. 1948 wurde bereits von privater Seite ein Redemptoristenkloster an dieser Stätte geplant. Doch zerschlug sich das Vorhaben an der darauf folgenden Währungsreform. Die Hauptschwierigkeiten aber für den Bau eines Klosters waren folgende: Nach Auflösung des Lagers waren in den Häftlingsbaracken zunächst Männer des Nazi-Regimes inhaftiert. In der allgemeinen Wohnungsnot wurden dann Vertriebene und Flüchtlingen aus

den Ostgebieten fast 20 Jahre lang dort untergebracht. Auch die Eigentumsfrage des ganzen Terrains musste geklärt werden, an dem der Staat, die Stadt Dachau und Privateigentümer Anteil hatten. Dafür waren einerseits das internationale Dachau-Komitee (heute: Comité International de Dachau, CID) und andererseits die amerikanische Besatzungsmacht zuständig.

Wenn fortan von Dachau die Rede ist, dann ist ausschließlich das ehemalige Konzentrationslager und nicht die Stadt Dachau gemeint.

1960 sollte in München der Eucharistische Weltkongress stattfinden. Weihbischof Dr. Johannes Neuhäusler wurde als einer der maßgeblichen Planer und Organisatoren berufen. Als ehemaliger Sonderhäftling, der mit Abt Korbinian Hofmeister von Metten, Prälat Michael Höck und dem evangelischen Pastor Martin Niemöller vier Jahre im Bunker des KZ Dachau Entbehrung und Willkür hatte ertragen müssen, war er mit anderen schon immer an einer Umgestaltung des KZs zu einer Gedenkstätte interessiert. Seine Initiative war es, am Ende der Lagerstraße ein Denkmal, ein Mahnmal zu errichten. Der Münchner Architekt Professor Josef Wiedemann baute die Todesangst-Christi-Kapelle, einen halboffenen Rundbau aus Isarsteinen.

Idee und Motivation

Dr. Berta Vorbach, 1911 in München geboren, hatte die Kriegsjahre und das Unrechtssystem der Nazis kennen gelernt. In der Pfarrei Heilig Blut in München hatte sie die Verhaftung von P. Alfred Delp SJ direkt miterlebt. 1946 war sie nach dem Tod ihrer Mutter in das Karmelitinnenkloster in Pützchen

bei Bonn eingetreten. Dort wurde sie als Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe 1957 zur Priorin gewählt. Der Bau der Todesangst-Christi-Kapelle in Dachau musste sie an all das erinnern haben, was sie selbst mitgemacht, erlitten und überwunden hatte.

Im Jahr 1961 kommt ihr während einer Eucharistiefeier der Gedanke einer Gründung im ehemaligen KZ Dachau. *„Muss hier nicht eine andere Antwort erteilt werden: die der Liebe, einer Liebe, die teilhaben will an der Not der Brüder, derer von damals, derer von heute und derer von morgen, aller Entrechteten, wo immer sie entrechtet werden.“*²

Dieser Gedanke lässt sie nicht mehr los, doch wagt sie zunächst nicht, ihn weiterzugeben.

„Am 2. Januar 1962 bat ich dann in einem kurzen handschriftlichen Brief den Kardinal, mit ein paar Schwestern in eine der Baracken einzuziehen zu dürfen. Ich erhielt darauf die Weisung, meine Bitte näher zu begründen. Und so kam es einige Wochen später zu jenem Brief.“³

In einem Antwortschreiben weist Kardinal Döpfner auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten hin und übergibt seinem Weihbischof Johannes Neuhäusler diese Aufgabe, „von dessen Stellungnahme zu meinem Plan mehr oder weniger alles abhängt.“⁴ Sr. Maria Theresia befürchtet, dass ein so aktiver Mann Gottes kein Verständnis für ein kontemplatives Kloster haben könnte und sieht den Plan einer Gründung gefährdet. Doch umso größer ist die Freude als Gründonnerstag 1962 der Anruf mit der Botschaft kommt: Der Karmel in Dachau wird gegründet. Ein Jahr später wird das Gelände direkt neben dem ehemaligen KZ Dachau von Weihbischof Neuhäusler für den Klosterbau erworben.⁵

Eine breite Zustimmung aus Kirche und Gesellschaft ist für diese Karmelgründung an einem mit deutscher Geschichte belastetem Ort festzustellen. Sowohl der Bischof des Heimatklosters Pützchen, Kardinal Josef Frings von Köln, wie auch der mit den Schwestern befreundete Kardinal Hermann Volk von Mainz und natürlich der zuständige Kardinal Julius Döpfner von München unterstützten und beteiligten sich großmütig am Bau des Klosters neben vielen anderen Diözesen. Auch aus ganz Deutschland kamen positive Reaktionen und viele kleine und großen Spenden. Der Architekt war Professor Josef Wiedemann, München, (1910-2001).⁶

Was meint Sühne

Weihbischof Neuhäusler hatte schon bei der Errichtung der Todesangst-Christi-Kapelle von einer Sühnekapelle gesprochen. In allen Rundbriefen, Presseerklärungen und Spendenaufrufen war Schuld und Sühne das Motiv. Sogar das Spendenkonto stand unter dem Stichwort „Sühnemaal“. Liest man heute die Zeitungen der 1960er Jahre, kann man erstaunt sein, wie selbstverständlich und fraglos scheinbar mit dem Begriff „Sühne“ und einige Jahre später mit dem Titel „Sühnekloster“ umgegangen wird.

Im Laufe der Jahre und mit größer werdendem Abstand auf die Geschichte wird dieser Begriff in Frage gestellt – von außen und von innen. Rein vordergründig gesehen, hat Sühne als Wert, als Kraft in unserem Alltag oder Denken keinen Platz mehr. Schuld, schuldig werden kommt nicht mehr vor. Wiedergutmachung hat einen materiellen (historischen) Geschmack. Die

Elija Boßler OCD

Sr. Elija Boßler OCD ist 1966 in den Karmel Dachau eingetreten. Die Jahre 1982-1984 verbrachte sie im Karmel Berlin.

Johanna Kuric OCD

Sr. Dr. phil. Johanna Kuric OCD, geboren 1966, hat in München Germanistik und Theologie studiert und promovierte mit der Arbeit „Was ist das Andere, auf das ihr Steine werft? Das Denken der Alterität in der Lyrik von Nelly Sachs.“ Im Jahr 2002 trat sie in den Karmel Dachau ein.

Zeit nach dem Ende des Weltkrieges hatte zu Schuld und Sühne noch einen anderen Zugang. Es ist oft nicht leicht, etwas abzuschaffen, ohne dafür einen vergleichbaren Ersatz zu haben.

„Eine meiner größten Freuden war, dass mir Weihbischof Neuhäusler die Dedikation des Karmel an unseren Erlöser, an Sein Kostbares Blut erlaubte. Ging es doch hier ... nicht nur um die Gründung eines neuen Karmelklosters, sondern um die Verwirklichung des Sühnegedankens. Wie sollten wir paar Nonnen eine solche Sühne leisten können? Dies war doch nur möglich in dem Einen, der allein alles sühnen kann und es getan hat durch Sein Blut.

Es sollte ja nicht nur gesühnt werden für die Verbrechen hier und in den anderen deutschen Konzentrationslagern, sondern überhaupt für alle



Verbrechen, besonders auch für die, die heute noch unter den totalitären Regimen geschehen. Und in einer Privataudienz bei Kardinal Döpfner fühlte ich mich gerade darin zutiefst verstanden.“⁷

Wenn es heute selbstverständlich ist, in der Gegenwart und im aktuellen Zeitgeschehen zu leben, so wird mit diesem Wort definiert, dass es im Gründungsauftrag nicht um ein reines Zurückschauen auf die Vergangenheit geht, sondern das jeweils heutige Unrecht oder Gewaltverhalten der Menschen im Blick sind.

Die Gründerin des Dachauer Klosters unterscheidet ebenso von Anfang an zwischen dem Ziel, dem Ideal und dem praktischen Unvermögen einer Klostergemeinschaft. Sie nennt in einem Atemzug sogleich die Quelle und den Weg der Schwestern, wenn sie annähernd diesem Auftrag an diesem Ort entsprechen wollen. Es ist „... nur möglich in dem Einen, der allein alles sühnen kann und es getan hat durch Sein Blut.“

In diesem hohen Anspruch wird das Leben in der Gemeinschaft immer in der Spannung liegen zwischen dem Auftrag und der dahinter zurückbleibenden Realität.

Umbruch durch Konzil und Tod der Gründerin

Am 1. Juli 1964, dem künftigen Patrozinium des Karmel Heilig Blut Dachau, war bereits die erste hl. Messe im Vorhof der noch nicht vollendeten Klosterkirche gefeiert worden.

Am 22. November 1964 fand die feierliche Einweihung der Karmelkirche durch Kardinal Julius Döpfner und

Weihbischof Neuhäusler statt unter großer Beteiligung führender Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens sowie der Bevölkerung und ehemaliger KZ-Häftlinge.

Die acht Gründungsschwestern aus Pützchen/Bonn brachten eine hoch motivierte Opferbereitschaft mit, deren Gestalt noch von vorkonziliarem Geist geprägt war. Bis 1970/72 wurden die neu Eintretenden aus verschiedenen Ländern in die Gebräuche und Riten eines strengen Klausurlebens eingeführt. Für alle war es eine extrem geschlossene, eigene Welt, die man als die einzig mögliche zu bejahen hatte, wenn man hier leben wollte.

Ende der 1960er Jahre machte sich das Konzil, besonders mit dem Ordensdekret „*Perfectae caritatis*“ bemerkbar. Altes wurde hinterfragt, Neues erprobt. Nicht die Frage nach dem *Wie*, sondern mehr die Suche nach dem *Was* stellte sich. Was ist wichtig – heute. Was bedeutete *Heute* überhaupt?

Für den Karmel bedeutete das eine Besinnung auf die große Reformatorin des Ordens, der hl. Teresa von Avila. Was hatte sie für ihre Zeit und für ihre Schwestern gewollt – und wie musste es für das jeweilige Heute aussehen.

Das Leben in einem Karmelkloster hat weltweit sehr ähnliche Strukturen: Das alltägliche Leben ist auf den Raum der Klausur beschränkt, das gemeinsame Stundengebet, zwei Stunden persönliche Gebetszeit, Wahrung des Schweigens, Arbeiten in Haus und eigenen Werkstätten, täglich eine Stunde Rekreation, in der die Schwestern zum Austausch zusammenkommen. Wie ist das nun an einem so speziellen Ort wie Dachau? Der Eintritt in die Gemeinschaft setzt die Bereitschaft voraus,

den Weg der Nachfolge Jesu zu gehen, einen Weg, der auf Kontemplation und Gebet gründet, einen Weg zu gehen, der die Unmenschlichkeit von damals und heute und die Opfer der NS-Zeit bewusst in sein Gebet aufnehmen will. Die Bereitschaft zur Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte, die Aufgeschlossenheit dem Zeitgeschehen gegenüber und die Offenheit für die Nöte der Menschen, die um das Gebet für sich bitten, ist ein zentraler Punkt für die Schwestern an diesem Ort. Kein „Zweck“, kein „Zeichen sein für die Welt“ sind ausschlaggebend für den Eintritt in die zurückgezogen lebende Ordensgemeinschaft des Karmel; es geht nicht um Können, Leistung, Wissen, sondern um das Innewerden der Liebe, die Gott zu jedem Menschen hat, sein Anruf meiner Person. Die Antwort auf den Anruf Gottes findet im Gebet und im alltäglichen, so überschaubaren Leben ihren Ausdruck. Kontemplation und Aktion sind untrennbar verbunden; dies wird erfahrbar im alltäglichen Vollzug dieses Lebens und bleibt gleichsam eine Lebensaufgabe.

Beten bei Teresa von Avila

„Wer aber noch nicht mit dem inneren Beten begonnen hat, den bitte ich um der Liebe des Herrn willen, sich ein so großes Gut doch nicht entgehen zu lassen. Hier gibt es nichts zu verlieren, sondern nur zu gewinnen; [...] Denn meiner Meinung nach ist inneres Beten nichts anderes als Verweilen bei einem Freund, mit dem wir oft allein zusammenkommen, einfach um bei ihm zu sein, weil wir sicher wissen, dass er uns liebt.“⁸

In diesem kurzen Textabschnitt aus der Autobiographie (Vida) der spanischen Ordensreformerin und Mystikerin Teresa von Avila (1515-1582), deren 500. Geburtstag 2015 mit zahlreichen Veranstaltungen begangen wird, fallen wichtige Stichworte für das Leben im Karmel: inneres Beten, das Verweilen bei Gott, der als Freund erfahren wird.

Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die nüchterne, einerseits durch ihre Gründungstätigkeit sehr aktive und selbstbewusste, andererseits kontemplativ lebende Nonne wirbt in diesen wenigen Zeilen für eine Gebetsweise, die vor allem von der liebenden Beziehung zu Gott bestimmt ist. „Inneres Beten“ meint im Unterschied zu „mündliche Gebete verrichten“ einen je individuellen Akt des Betens, wortlos oder mit Worten; durch das liebende Aufmerken der Seele, wie es der hl. Ignatius nennt, richtet sich der Betende auf das Du Gottes aus, von dem er in kühnem Selbstbewusstsein „sicher ist, dass er uns liebt“. Woher kommt diese „Sicherheit“? Durch ein Einüben des Gleichklangs mit Gott im Beten, eines Gleichklanges, der paradoxerweise in der Stille, im eigenen Inneren vernommen werden kann. Nur wenige Zeilen nach dem zitierten Abschnitt ruft Teresa gleichsam wie in einem Gebet aus: „Wie gewiss ist es

doch, dass du den erträgst, der es erträgt, dass du bei ihm bist! Was für ein guter Freund bist du, Herr!“⁹

Von Gott als seinem besten Freund zu sprechen, zeigt das typisch teresianische Gottesbild auf, das sich im inneren Beten manifestiert: inneres Beten halten hat Parallelen zu der als klassisch zu bezeichnenden Stelle vom „Verweilen bei einem Freund“ (V, 8,5). In der Vida berichtet Teresa sehr eindrücklich, welche Mühe sie damit hatte, der bereits erfahrenen Liebe Gottes aufrichtig zu entsprechen: „So begann ich also, von Zeitvertreib zu Zeitvertreib, von Eitelkeit zu Eitelkeit, von Gelegenheit zu Gelegenheit, mich sehr bedenklichen Gelegenheiten so stark auszusetzen, und meine Seele in so viele Eitelkeiten zu verstricken, dass ich mich sogar schämte, mich in einer so besonderen Freundschaft, wie es das Verweilen im Gebet ist, Gott erneut zuzuwenden.“ (V 7,1).

Sich Gott zuwenden, ihn als reales und mir zugewandtes Du ernst nehmen, das heißt ihn als im eigenen Inneren als gegenwärtig zu betrachten. Gegenwart, presencia, ist ein Schlüsselbegriff in der Gebetslehre Teresas.¹⁰ Präsent zu sein als der Mensch, der ich eben genau heute bin, und so im Gebet vor Gott zu treten, ist ein immer wieder neu einzuübender Prozess der Losschälung von Prägungen, Erfahrungen, von „Vergangenheiten“. Gerade das angestrebte Leben in der Gegenwart Gottes kann ermöglichen, auch in der Gegenwart des Menschen zu leben. Wer präsent ist, kann beherzt handeln.

Sr. Gemma Hinricher drückt es in einer ihrer Schriften einmal so aus: „... so sehe ich die wesentliche Funktion unseres kontemplativen Lebens an dieser

Stätte darin, durch unseren Dienst des Gebets, durch den Versuch, uns als Gemeinschaft für Gott und die Menschen verfügbar zu halten, durch unsere Liturgie und unseren gemeinsam bezeugten Glauben die Nähe Jesu Christi und damit Kirche erfahrbar und greifbar zu machen.“¹¹

Sr. Gemma als Priorin (1970 -1982)

Die Karmelgemeinschaft war schnell gewachsen. Der Konvent zählte 18 Mitglieder als im März 1970 die erste Priorin und Gründerin Sr. Maria Theresia von der gekreuzigten Liebe starb. Für die junge Gemeinschaft waren mit diesem Einbruch manche Fragen nach dem Willen Gottes und unausgesprochene Unsicherheiten verbunden. Sr. Gemma Hinricher wurde als Nachfolgerin gewählt. Sie hatte mit Sr. Maria Theresia gut zusammengearbeitet, war ihre Stütze und Ratgeberin gewesen und hatte als Theologin dem Konvent und der großen Noviziatsgruppe immer wieder den spirituellen Boden bereitet. Auf ihr lastete nun ein Neuanfang im doppelten Sinn. Sie hat es verstanden, das umzusetzen und neue Wege zu wagen.

Nach dem Tod der Gründerin mahnt Sr. Gemma die Schwestern immer wieder an den besonderen Auftrag an dieser Stätte einstigen Hasses. Wenn die Schwestern sich ganz in die Nachfolge und auf das wahrhaft kontemplative Beten einlassen, dann ist das der Dienst, der an dieser Stätte geboten ist. Nicht die Selbstheiligung, das Drehen um sich selbst, um die eigenen Befindlichkeiten, das Sorgen um die eigenen kleinen Kümernisse sind wichtig, sondern das



sentire cum ecclesia, das Mitfühlen mit allen Anliegen der Kirche und das Geöffnetsein für die Nöte der Menschen, die uns beegnen.

In mahnenden Worten und in der damaligen theologischen Sprache nimmt sie das Erbe der Gründerin auf: „Ich möchte Euch damit keine Angst machen. Aber wir müssen uns doch klar darüber sein, was unsere Mutter [Gründerin] wollte, nämlich, dass wir mit aller nur denkbaren menschlichen Kraft, Bereitschaft und Verfügbarkeit Gott gegenüber eingehen in das Sühnewerk Jesu Christi, eingehen in Seinen Tod, der ja diese Sühne bewirkte, eingehen in die sühnende Liebe Seines sich für uns am Kreuz verblutenden Herzens. ... Unsere Aufgabe ist das Über-uns-Verfügenlassen an dieser Stätte, um hineingenommen zu werden in den Tod Jesu Christi. Das ist gerade unsere *contemplatio* an dieser Stätte“.¹²

Als Mitgründungsschwester übernahm nun Sr. Gemma die Verantwortung für eine noch sehr junge Gemeinschaft. Ihrem Einsatz und ihrer geistlichen Führung ist es zu verdanken, dass keine der jungen Schwestern in dieser Situation – oder deswegen – ausgetreten ist. Sr. Gemma nimmt auch in der Terminologie der Anfangsjahre ihre Ermutigung und Stärkung für die Schwestern auf:

„Wenn man heute Kontemplation definiert als Sich-zur-Verfügung-stellen, als Sich-Gott-Hinhalten, dann meint das an unserer Stätte für uns gerade dieses: das Sich-zur-Verfügungstellen für das Sühnewerk Jesu Christi. ... Mögen wir auch vielleicht zutiefst erschrecken über das, was Gott von uns fordert, so wissen wir doch, dass die Sühnetat Christi schon im Überfluss genuggetan hat und dass es ein reines Geschenk der Gnade

des Herrn ist, wenn Er uns so tief hinein nimmt in Sein Sühneleiden, weil auch jeder einzelne persönlich dadurch umso tiefer in das Sterben und Auferstehen Christi eingehen darf; (Kol 1,24) ‚ergänzen, was an den Leiden Christi noch aussteht‘ für Seinen Leib, die Kirche...“¹³ Es mag befremdend klingen, wenn wir diese hohen Worte und ihren dahinterliegenden Anspruch hören. Man kann es heute so oder so nennen – es bleibt der Grund und Boden, auf dem der Karmel Heilig Blut Dachau steht.

Entwicklung

Zurückschauend ist festzustellen, dass die Schwestern von Dachau auf die immer häufig gestellte Nachfrage der Teilhabe an Meditation und Gebetsweise, wie sie im Karmel schon lange Tradition sind, reagieren mussten und wollten. Das bedeutete, sich für einzelne Suchende und Gruppen zu öffnen, auch mit den räumlichen Begrenzungen und Klausurbestimmungen. Die Meditationsweitergabe war damals in den übrigen deutschen Karmelklöstern nicht gern gesehen bzw. akzeptiert. Die Konvente standen nicht in direktem Austausch, und so kam durch Hörensagen auch manches Gerücht über den Karmel Dachau zustande.

Im Jahr 1968 hatte die Gründerin Sr. Maria Theresia in Absprache mit ihren Ratsschwestern entschieden, die Eucharistiegemeinschaft sollte nicht durch ein Gitter getrennt werden und deshalb hatte sie das vom Orden vorgeschriebene Trenngitter zwischen Kirchenraum und Chorraum zum Öffnen machen lassen. Während die Touristen von der Gedenkstätte tagsüber ein geschlossenes Gitter vorfinden und in der Kirche

still beten, können Gäste und Besucher am Chorgebet der Schwestern teilnehmen. Der sakrale Raum der Kirche wird zur Schnittstelle von Welt und kontemplativ lebender Klostersgemeinschaft. Der zu den Gebetszeiten durch die Öffnung des Chorgitters sichtbare Schwesternkonvent zeigt, dass sich alle drei Stunden eine Gemeinschaft von Betenden zusammenfindet, um an diesem Ort einstigen Hasses zu Gebet, Stille und Besinnung einzuladen; die stille Präsenz der Schwestern, die von den Besuchern auf diese Weise punktuell erfahren werden kann, war vielleicht für den einen oder anderen eine Hilfe, nicht in der eigenen Sprachlosigkeit angesichts des in der Gedenkstätte Gesehenen gefangen zu bleiben.

Die Öffnung des Chorgitters zu allen Gebetszeiten ist bis heute geblieben. Ein kleines Hängeschloss, das ausschließt oder einlässt. Und doch hat das damals manchen Wirbel im deutschen Karmel ausgelöst.

Dieses Zeichen von Öffnung zieht sich bis heute durch. Nicht nur ein äußeres Sich-öffnen, sondern eine Haltung des Offenseins für das, was an dieser Stätte auf die Schwestern zukommt. Die Offenheit für das Andere, auch für den konkreten anderen Menschen, baut mit den Worten des liturgischen Gebetes die Brücke zum anderen, der zufällig teilnehmen mag, aber etwas von der im Gebet enthaltenen Friedensbotschaft ahnen kann.

Besucher und Gäste

Viele Pilgergruppen aus allen europäischen Ländern feiern in der Klosterkirche Gottesdienst. Es kommen neben den Gästen, die an der Pforte einige stille

Tage und Gebet suchen, eine ganze Reihe Schüler-, Studenten- und andere Gruppen, die um ein Gespräch bitten. Die meisten sind erschüttert von dem, was sie in der Gedenkstätte gesehen und gehört haben. Sie fragen nach der Zeit und nach den Menschen, die zu solcher Unmenschlichkeit fähig waren. Sie fragen nach heutiger Gewalt und Terrorszenarium, sie fragen sich selbst, wozu der Mensch fähig sein kann, sie fragen nach dem möglichen „Dachau“ in uns!? Für Schüler oder noch jüngere Firmlinge ist die Zeit des Nationalsozialismus eine Ära nicht nur des vorigen Jahrhunderts, sondern genau so weit weg wie Cäsar oder Napoleon. Doch die durch die Medien ständig präsenten TV Bilder bringen vielleicht etwas mehr Nähe. Für diese Jugendlichen läuft meistens ein vorgeschriebenes Schulprogramm ab. An den Fragen und der Beteiligung merkt man sofort wie vorbereitet oder nicht, wie beeinflusst oder nicht, die Klasse ist. Und welche Vorstellungen von Kloster, von Ordensleuten es gibt.

Den Älteren fallen Erinnerungen und Erzählungen der Eltern ein. Rechtfertigung und Beschönigung, Anklage und Verurteilung, das auszusprechen muss seinen Raum haben dürfen. Fast nie aber geht eine Begegnung mit den Besuchern zu Ende ohne die Frage nach dem Sinn der Schwesterngemeinschaft an diesem Ort. Nicht selten ist der direkte oder indirekte Vorwurf zu hören, ob diese Art von Gedenken, von Wachsenhalten der Erinnerung an die Gräueltaten der Nazizeit überhaupt sinnvoll ist.

Ob die Schwestern sich etwa eine Wiedergutmachung oder Aufarbeitung einbilden? Nein, das tun sie ganz und gar nicht. Sie können nichts wieder gut



machen, was geschehen ist, ist geschehen, aber sie können vielleicht – immer vielleicht, wenn man es annehmen will, – ein Zeichen setzen, dass Leid und Entwürdigung des Menschen nicht das letzte Wort haben darf. Es ist die Entscheidung für ein Leben an einem Ort, in dem es nicht um Leistung oder Erfolg geht, in dem ich nie erfahre oder gespiegelt bekomme, was es nützt, was es „gebracht“ hat, sondern in dem ich rein im Glauben ja sage und GOTT überlasse, was ER aus diesem Leben macht. Die einzelne geht nicht am Abend nach Hause in eine Familie und am Morgen wieder in die Arbeitsstelle „Gedenkstätte“, sie bleibt – ein Leben lang. Jemand hat es einmal so formuliert: Bleiben, wo andere gehen, leben, wo andere starben. Nicht für alle Besucher ist das eine Antwort, Zeichen wollen als Zeichen verstanden werden oder auch das Unverständnis bleibt bestehen. Auch das darf sein.

Was tun sie überhaupt außer beten, was soll das nützen, „was bringt das schon“? Solch kritische Fragen bringen das Gespräch erst richtig in Gang und können doch zu Nachdenklichkeit führen. Es kommt immer mal wieder vor, dass nach einer zunächst reinen „Informationsstunde“ ein gemeinsames Gebet, ein schweigendes Gedenken oder auch Fürbitten stehen. Den Verlauf hat man nicht in der Hand, kann man nicht planen oder „machen“, das hängt von vielen Faktoren ab und ist oft reines Geschenk.

Die Besucher, die von der Gedenkstätte kommen, gehen durch den nördlichen Wachturm des ehemaligen Konzentrationslagers und gelangen so in einen kleinen Kirchengvorhof, von dem aus die Klosterpforte und die Kirche zugänglich

sind. Gerade im begrünten Innenhof wird der aufmerksame Besucher spüren, dass sich die Atmosphäre verändert: Ein kleiner abgegrenzter Raum der Stille, ein Schaukasten mit liturgischen Geräten, die die inhaftierten Priester in der Lagerkapelle angefertigt und benützt haben, die im Sommer offenstehende Kirchentür, die zum Hereinkommen einlädt. Für viele Besucher, die nicht unbedingt am Ende ihres Rundgangs ein Kloster erwartet haben, wird die Kirche zu einem Raum, in dem sie aufatmen, in dem die Anspannung der Lagereindrücke sich lösen kann. Und sie schreiben es dankbar auf einen Zettel.

Andererseits gibt es nicht selten Jugendliche, die durch aggressives Verhalten und Auftreten auffallen. Es kann auch vorkommen, dass ein Einschreiten einer Schwester nötig wird. Die Würde des Ortes, das Andenken an die hier Ermordeten verlangt ein entsprechendes Verhalten. Diese Art Touristen scheuen sich nicht, den Gebets- und Anliegenkasten in der Kirche zu benutzen, um die schlimmsten Ausdrücke für die Schwestern, die Verherrlichung des „Führers“ und einen zügellosen Rassismus und Antisemitismus niederzuschreiben. Das darf niemanden erschrecken, denn diese Gedenkstätte ist nicht nur ein „Lernort“ im gut gemeinten Sinn, sondern provoziert auch die negativen Kräfte, die es mitten in unserer Gesellschaft immer noch gibt.

Das Gesicht der Geschichte – Überlebende

In den fast 50 Jahren des Bestehens des Dachauer Karmel sind so viele Menschen mit genauso vielen verschiedenen Motiven in den einfachen

kleinen Pfortenzellen als Gast gewesen wie wahrscheinlich in anderen Klöstern auch. Die direkte Nähe, Mauer an Mauer zum ehemaligen Konzentrationslager, war für manche Menschen eine Einladung, sich mit ihrer Familiengeschichte auseinanderzusetzen. Im Laufe des Aufenthaltes erfährt die Pfortenschwester den eigentlichen Grund des Besuches. Die Teilnahme am Gebet der Schwestern oder ein Gespräch können dann hilfreich werden.

Ein ganz anderer Schwerpunkt war und ist der Kontakt mit den Überlebenden von Dachau. Die Priesterhäftlinge, wie sie sich nannten, feierten als Gemeinschaft oder einzeln mit den Schwestern Gottesdienst und sie korrespondierten bis zu ihrem Tod mit „ihren Dachauer Schwestern“. Die meisten Pilgergruppen kommen aus Polen, Italien und auch Frankreich. Oft sind ein oder mehrere Überlebende in der Gruppe.

Im Laufe der Jahre entwickelte sich ein Kontakt mit den verschiedenen Häftlingsorganisationen auf internationaler Ebene. Überlebende aus Litauen, Polen, Tschechien, aus Holland, Frankreich und Belgien, aus Italien und Österreich, die Verständigung hängt nicht an Sprachkenntnissen, sondern beruht auf großem Respekt, Austausch und Gastfreundschaft. Mehrere Dachau Überlebende – besonders aus den ehemaligen kommunistischen Ländern, sind einige Tage an der Pforte gewesen, weil sie eine medizinische Behandlungen in München hatten, was in ihrem Heimatland nicht möglich war. Oder ein „alter Dachauer“, wie sich auch manche nennen, forscht für seine Landsleute im Archiv der Gedenkstätte und wohnt im Kloster. Der gesamte Konvent ist jedes Mal mit ganzer Aufmerksamkeit dabei, wenn ein

Überlebender zur Gemeinschaft kommt und seine unglaubliche Geschichte erzählt. Da ist der französische und niederländische Widerstandskämpfer, der tschechische Sippenhäftlinge, der mit Vater und Großvater in Dachau war und dessen Mutter und Schwester in Ravensbrück inhaftiert waren, da ist der österreichische Spanienkämpfer, der italienische Partisan, der polnische Gymnasiast, der jüdische Litauer, der kommunistische Deutsche, der denunzierte Ukrainer... Sie haben keine Nummern mehr, sondern Namen, Namen, die im Schweigen und im Gebet der Schwestern von Dachau ihren Platz haben.

Ein Beispiel für langjährige Freundschaften möge eine Ausstellung sein, die in der KZ-Gedenkstätte vom 30.4. bis 29.9.2013 gezeigt wird:

„Im Oktober 2011 übergab Elija Boßler dem Archiv der KZ-Gedenkstätte Dachau etwa 100 eindrucksvolle Schwarzweiß-Fotografien, die sie in mehr als zwanzig Jahren von Überlebenden des Konzentrationslagers Dachau angefertigt hat.

Zunächst hatte Sr. Elija begonnen, das Gelände der Gedenkstätte mit Farbdias festzuhalten. Doch blieben diese ersten Annäherungen für sie unbefriedigend. Das Gedächtnis an die dort repräsentierte Geschichte ließ sich ihrem Empfinden nach nur im Kontakt zu den Überlebenden und ihren Angehörigen bewahren. Durch die Portraitfotografie versuchte Sr. Elija nun, der Geschichte des Ortes näher zu kommen. Das Wissen um den allmählichen Abschied von den Zeitzeugen bestärkte sie in ihrem Fotoprojekt.“¹⁴



In früheren Ausstellungen waren zu den Portraits die biografischen Daten immer nur bis zur Befreiung 1945 aufgezeigt. Dieses Mal wurde auch die Überlebengeschichte beschrieben, wie es schon im Titel heißt: „Das Überleben festhalten“.

„Mit über 30 Arbeiten ermöglicht die Ausstellung einen umfassenden Einblick in das künstlerische Schaffen von Elija Boßler. Stets umgibt die Fotografien eine fast greifbare Nähe, die sich aus der Begegnung zwischen der Fotografin und den Überlebenden entwickelte. Das Interesse der Fotografin galt aber nicht nur den Portraits, sondern ebenso den Geschichten der Menschen, denen sie begegnete. Entstanden sind Persönlichkeitsstudien von Menschen, die an die Orte ihres Leidens zurückkehren und sich ihrer qualvollen Geschichte erinnern. Die Fotografien zeigen die Überlebenden jedoch nicht als Opfer... Die Portraits werden ergänzt durch Lebensläufe. Es sind unzählige Leidensgeschichten, die als Überlebengeschichten bis in die Gegenwart fortgeschrieben sind.“¹⁵

Bücher und Filme können die lebendige Begegnung, das Gespräch mit den Überlebenden nicht ersetzen. Jede Persönlichkeit ist wieder anders, hat eine andere Verfolgungsgeschichte, war oft in verschiedenen KZs und verarbeitet auch ganz anders.¹⁶

Gedenken

Die Erinnerung an die Befreiung des KZ Dachau am 29. April 1945 findet in jedem Jahr am Sonntag nach diesem Da-

tum statt. Zu dieser Jahresfeier kommen aus allen Ländern Europas Überlebende von Dachau und ihre Angehörigen. Die Gedenkfeiern beginnen mit einem ökumenischen Gottesdienst in der überfüllten Karmelkirche und werden mit Ansprachen und mahnenden Worten, mit Kranzniederlegungen und stillem Gedenken den ganzen Vormittag fortgesetzt bis zum einfachen Mittagessen für alle.

Für die Schwestern ist es nicht selbstverständlich, an Feierlichkeiten in der Gedenkstätte teilzunehmen, denn die Auflage einer Gründung in Dachau beinhaltete auch die Intention, keine Betreuung oder Führung in der Gedenkstätte zu übernehmen.

Im Laufe der Jahre hat sich jedoch die Meinung durchgesetzt, dass man hier nicht leben und sich allem verschließen kann. Es gilt, jede Situation zu besprechen und jeweils über die Notwendigkeit und Berechtigung einer Mitwirkung oder Teilnahme zu entscheiden.

So haben sich Freundschaften mit einzelnen Schwestern und Begegnungen mit dem Konvent als gegenseitige Bereicherung erwiesen. Da bekommt die Geschichte des Ortes ein lebendiges Gesicht. Da kann sich die in der KZ-Zeit gelebte „Ökumene“ spiegeln, wo nicht nach Parteizugehörigkeit oder Religion gefragt wird, sondern wo man miteinander spricht und zuhört, leidet und schweigt – und sich den Glauben an das Leben zuspricht.

.....

- 1 Sr. Maria Theresia (Dr. Berta Vorbach) von der gekreuzigten Liebe. Brief vom 22.1.1962, Karmelarchiv.
- 2 Radio Vatikan, 1968, Karmelarchiv.
- 3 Sr. Maria Theresia, Brief vom 2.1.1962, Karmelarchiv.
- 4 Ebd.
- 5 Der Karmel Dachau schließt an die KZ-Gedenkstätte an, liegt aber nicht auf dem Gelände selbst und hatte daher nie die Schwierigkeiten wie der später von polnischen Schwestern gegründete Karmel in Auschwitz.
- 6 Ilka Backmeister-Collacott: Josef Wiedemann. Leben und Werk eines Münchner Architekten. 1910–2001, Tübingen 2006.
- 7 Sr. Maria Theresia, Aufzeichnungen ca. 1965, Karmelarchiv.
- 8 Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens. Vollständige Neuübertragung. Gesammelte Werke Bd. I. Hg., übers. u. eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD. Freiburg 2001, 156 f. – Vida 8,5.
- 9 Ebd., V, 8,6.
- 10 Vgl. ebd., S. 634 f., Anhang I: Erklärung wichtiger Begriffe: GEGENWART. „Da *Gottes* Gegenwart in diesem Leben immer eine verborgene ist, alternieren Erfahrungen der spürbaren Gegenwart *Gottes* mit solchen der scheinbar völligen Abwesenheit *Gottes*, durch die der Mensch immer besser lernen soll, *Gott* nicht mit seinem eigenen Gottesbild zu verwechseln und ihn nicht um seiner Gaben, sondern um seiner selbst willen zu lieben.“
- 11 Gemma Hinricher, Freundschaft mit Gott und den Menschen. Gedanken und Meditationen. Mainz 1982, 38.
- 12 Sr. Gemma, Ansprache an den Konvent nach dem Tod der Gründerin, 1970, Karmelarchiv.
- 13 Ebd.
- 14 Dr. Gabriele Hammermann, Leiterin der KZ-Gedenkstätte Dachau, aus: Vorwort zum Ausstellungskatalog: „Das Überleben festhalten“. Fotoportraits von Eliza Boßler.
- 15 Ebd.
- 16 TV-Film „Im Schatten des Lagers“, Juliane Schuhler, 2003; Dokumentarfilm „Der weiße Rabe“, Carolin Otto, 2009; TV-Film „Max Mannheimer, ich kann nicht hassen“, Peter Dermühl, 2012.